

Sonderdruck aus
Osnabrücker Jahrbuch
Frieden und Wissenschaft
19 / 2012

Veröffentlichung des Universitätsverlags Osnabrück bei V&R unipress

Osnabrücker Jahrbuch Frieden und Wissenschaft 19 / 2012

Schwerpunktthema:

Globale Herausforderungen
für Europa

- OSNABRÜCKER FRIEDENSGESPRÄCHE 2011
- MUSICA PRO PACE 2011
- BEITRÄGE ZUR FRIEDENSFORSCHUNG

Herausgegeben vom Oberbürgermeister der
Stadt Osnabrück und dem Präsidenten der
Universität Osnabrück

V&R unipress

Wissenschaftlicher Rat der Osnabrücker Friedensgespräche 2011-2012

Prof. Dr. Roland Czada, Politikwissenschaft, Universität Osnabrück (Vorsitz)
Hans-Jürgen Fip, Oberbürgermeister a.D. (Ehrenmitglied)
Prof. em. Dr. Wulf Gaertner, Volkswirtschaftslehre, Universität Osnabrück
apl. Prof. Dr. Stefan Hanheide, Musikwissenschaft, Universität Osnabrück
Prof. em. Dr. Reinhold Mokrosch, Evangelische Theologie, Universität Osnabrück
Prof. Dr. Alrun Niehage, Ökotropologie, Hochschule Osnabrück
Prof. Dr. Arnulf von Scheliha, Evangelische Theologie, Universität Osnabrück
Prof. Dr. Ulrich Schneckener, Politikwissenschaft, Universität Osnabrück
Prof. em. Dr. György Széll, Soziologie, Universität Osnabrück
Prof. Dr. Bülent Ucar, Islamische Religionspädagogik, Universität Osnabrück
Prof. Dr. Thomas Vogtherr, Geschichtswissenschaft, Universität Osnabrück
Prof. em. Dr. Albrecht Weber, Rechtswissenschaft, Universität Osnabrück
Prof. Dr. Siegrid Westphal, Geschichtswissenschaft, Universität Osnabrück
Prof. em. Dr. Tilman Westphalen, Anglistik, Universität Osnabrück
Dr. Henning Buck (Geschäftsführung)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Henning Buck

Redaktionelle Mitarbeit: Joachim Herrmann, Gabriele Parlmeyer,

Dr. Michael Pittwald, Jutta Tiemeyer

Einband: Tefvik Göktepe unter Verwendung eines Fotos von Jonathan Rashad:
»Rainbow on wall of Interior Ministry«, Graffiti von Omar Zeftawi, Kairo.

Wir danken für freundliche Unterstützung der Osnabrücker Friedensgespräche durch:

- die Oldenburgische Landesbank AG
- die Stadtwerke Osnabrück AG
- den Förderkreis Osnabrücker Friedensgespräche e.V.

Redaktionsanschrift: Osnabrücker Friedensgespräche

Universität Osnabrück, Neuer Graben 19 / 21, D-49069 Osnabrück

Tel.: + 49 (0) 541 969 4668, Fax: + 49 (0) 541 969 14668

E-mail: ofg@uni-osnabrueck.de – Internet: www.friedensgespraeche.de

Die Deutsche Nationalbibliothek – Bibliografische Information: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

1. Aufl. 2012

© 2012 Göttingen, V&R unipress GmbH mit Universitätsverlag Osnabrück.

Alle Rechte vorbehalten. Printed in Germany: Hubert & Co., Göttingen.

Gedruckt auf säurefreiem, total chlorfrei gebleichtem Werkdruckpapier; alterungsbeständig.

ISBN: 978-3-8471-0061-4

ISSN: 0948-194-X

Inhalt

Vorwort der Herausgeber	7
Editorial	9

I. OSNABRÜCKER FRIEDENSGESPRÄCHE 2011

<i>Männlichkeit, Ehre und Gewalt</i> Mit Ute Frevert, Gunnar Heinsohn und Yilmaz Atmaca	17
--	----

<i>Afrika – Neue Wege zu nachhaltigem Wohlstand, Frieden und Demokratie?</i> Mit Neville Alexander und Klaus Töpfer	39
--	----

<i>Umbrüche in Ägypten und der arabischen Welt</i> Mit Helga Baumgarten, Cilja Harders und Taoufik Ben Amara	63
---	----

<i>Genug Brot für die Welt? Bevölkerungswachstum, Klimawandel und Ernährungskrise</i> Mit Bärbel Dieckmann, Uschi Eid und Jochen Flasbarth	87
---	----

<i>Europa sieht Deutschland: Polen und Deutsche in zwei Jahrzehnten neuer Freiheit</i> Von Irena Lipowicz	115
--	-----

<i>Idee und Realität Europas</i> Von Roman Herzog	125
--	-----

II. MUSICA PRO PACE – KONZERT ZUM OSNABRÜCKER FRIEDENSTAG 2011

Stefan Hanheide, Osnabrück

Musikalische Abbilder gesellschaftlicher Wirklichkeit.

Zu Karl Amadeus Hartmanns 1. Symphonie (1935-36 / 1954-55)

und Anton Bruckners Messe e-Moll (1866). 137

III. BEITRÄGE ZUR FRIEDENSFORSCHUNG

Julian Nida-Rümelin, München

Plädoyer für eine radikale Neuordnung der europäischen

Institutionen. 147

Henrik Uterwedde, Ludwigsburg / Osnabrück

Ein Europa, zwei Visionen? Deutsche und französische Leitbilder

der europäischen Wirtschafts- und Währungsunion 153

Ulrich Jan Schröder, Münster

Staatlichkeit ist kein Schicksal. Der deutsche Staat zwischen

Schicksals-, Werte- und Rechtsgemeinschaft 167

Rauf Ceylan, Osnabrück

Fundamentalismus, Islamismus und Dschihadismus als

antimodernistische Gegenentwürfe. 181

Roland Czada, Osnabrück

Sehnsucht nach Azania. Neville Alexanders Leben und Werk

für ein anti-rassistisches Südafrika. Ein Nachruf 193

IV. ANHANG

Referentinnen und Referenten, Autorinnen und Autoren 205

Abbildungsnachweis 211



Irena Lipowicz

Irena Lipowicz, Warschau

Europa sieht Deutschland: Polen und Deutsche in zwei Jahrzehnten neuer Freiheit

Festvortrag zum Tag der Deutschen Einheit
im Kreiszentrum am Schölerberg am 3. Oktober 2011

I. – Meine Rede möchte ich mit einer kleinen Erinnerung an die Zeiten beginnen, als wir uns als *Solidarność*-Mitglieder fragten, ob wir eigentlich *für* oder *gegen* die deutsche Einheit sein sollten: Sahen wir die deutsche Einheit als eine Bedrohung oder doch eher als eine Chance an? Dabei schienen solche Überlegungen zu Anfang der 1980er-Jahre noch völlig absurd. Wir waren doch nur eine kleine Gruppe unbedeutender Intellektueller an einer polnischen Universität, die sich einer gerade in Bedrängnis geratenden Gewerkschaftsbewegung angeschlossen hatten, die bald wieder verboten sein sollte – und das am Rande des großen sowjetischen Imperiums in einem seiner Satellitenstaaten.

Was würde es überhaupt für eine Bedeutung haben, ob wir für oder gegen die noch höchst abstrakte Idee einer ›deutschen Einheit‹ wären? – Nun, immerhin stellte man in der *Solidarność* ähnliche vorausschauende Überlegungen an, nämlich ob man für die Freiheit der Litauer und anderer baltischer Staaten eintreten sollte. Schon für einen Brief über die Freiheit vieler Völker erntete *Solidarność* bittere Konsequenzen. Es gab teils heftige Gespräche und Debatten, wir gehörten einer Generation an, deren Eltern hart vom Krieg und von Verfolgung getroffen worden waren. Aber weniger historische, als vielmehr persönliche Erlebnisse und Familiengeschichten gaben den Ausschlag dafür, dass wir uns damals für eine zukünftige deutsche Einheit aussprachen. Man sagte: wir Polen haben selbst die Teilungen des Landes erleben müssen und darunter gelitten; man kann dem deutschen Volk nicht zumuten, dass die Teilung seines Landes, von der viele Familien betroffen sind, weiter als europäische Normalität betrachtet wird.

Wir sahen uns verpflichtet, das alte Prinzip polnischer Unabhängigkeitskämpfer – »Für unsere und Eure Freiheit« – auch hier gelten zu lassen und etwas für die deutsche Einheit zu tun. Das stieß damals auch auf

Vorbehalte, und einer dieser Vorbehalte war: Na ja, wenn eine Wiedervereinigung kommt, wird Deutschland höchstens zwanzig Jahre brauchen, bis es diese Vereinigung verkraftet haben wird, und dann wird es wieder zu einer Großmacht aufsteigen. Wird das nicht für Polen gefährlich werden, wenn Deutschland wieder einen bedeutenden Platz in der Welt, nicht nur in Europa, einnimmt?

Heute, nach zwanzig Jahren, hat Deutschland die Wiedervereinigung tatsächlich verkraftet, verarbeitet, und seine Bedeutung in Europa, seine Position, ist in diesen Krisentagen nicht nur für die Europäer, sondern für die ganze Welt sichtbar. Damit ist eingetreten, was wir damals mit Vorbehalten, mit Reserve und sogar mit Angst haben kommen sehen. Trotz dieser Angst haben wir uns für die Zukunft, für eine gemeinsame Zukunft entschieden. Auf deutscher Seite hat man sich ebenfalls entschieden: für eine Versöhnung mit Polen und für viele Partnerschaften zwischen polnischen und deutschen Städten.

Ich möchte heute, zwei Jahrzehnte, nachdem am 17. Juni 1991 der *Deutsch-polnische Nachbarschaftsvertrag* von *Helmut Kohl*, *Hans Dietrich Genscher*, *Jan Krzysztof Bielecki* und *Krzysztof Skubiszewski* unterzeichnet wurde, zunächst Revue passieren lassen, was inzwischen erreicht wurde. Anschließend möchte ich mich der Frage zuwenden, in welche Richtung wir weitergehen wollen. Gibt es Chancen, die wir verpasst haben? Könnten wir noch mehr für Europa tun? Hätte mir jemand vor 20 Jahren prophezeit, dass einmal eine Zeit kommen würde, in der ein freies und demokratisches Polen, obwohl nicht selbst Mitglied der Eurozone, finanzielle Hilfen an Griechenland geben würde – und zwar freiwillig, wie es jetzt geschieht –, hätte ich das angesichts der damals hoffnungslosen Wirtschaftslage bei uns nie für möglich gehalten.

II. – Das Wort ›Skrupel‹ kennen Sie alle. Es hat im Deutschen wie im Polnischen die gleiche Bedeutung. Wir sagen: jemand hat Skrupel, oder: dieser oder jener ist ein skrupelloser Mensch. *Echte* Skrupel kann man im Museum der Jagiellonen-Universität in Krakau anschauen. So hießen nämlich jene kleinen Gewichte, die im Mittelalter zum Wiegen von Gold und Juwelen dienten. Mit Skrupeln hat man Gold aufgewogen, und daher stammt das Wort.

Kann man aber auch nationale Skrupel, also Vorbehalte und Vorurteile, in irgendeinem Museen besichtigen? Vielleicht sollten wir ein großes, schönes und – möglicherweise teures – ›Museum für deutsch-polnische Vorbehalte und Vorurteile‹ bauen. Das könnten wir dann wunderschön würdigen – und uns wieder anderen Tätigkeiten widmen. Dann wären wir getröstet, weil wir so vieles davon schon im Museum deponiert haben. Und dann könnten wir erleichtert unsere gemeinsame Zukunft gestalten.

Ich glaube, vielfach haben wir diese Vorurteile oder Vorbehalte individuell schon ins Museum gestellt, weil sie für viele von uns der Vergangenheit angehören. Wenn wir z.B. sehen, dass Deutschland – nach den Niederlanden – der zweitgrößte Investor in Polen ist und dass schon über 20 Mrd. Euro aus Deutschland in Polen investiert wurden.

Auch die Polen beginnen, beim deutschen Nachbarn zu investieren, wenn auch noch bescheiden. Fast 700 Mio. Euro haben polnische Investoren in Deutschland investiert. Dieser Prozess hat gerade erst begonnen. Das Vorurteil oder die Ansicht, Polen sei ein Land, das ständig und für immer die Hilfe Deutschlands benötigen wird, ändert sich vor unseren Augen. Ich habe in Gesprächen mit polnischen Industriellen, die in Deutschland investieren oder dort Arbeitsplätze schaffen wollen, die Frage gestellt, ob alte Vorbehalte oder Vorurteile noch die wirtschaftliche Entwicklung stören oder ob sie schon Geschichte sind. Alle meine Gesprächspartner äußerten sich über ihre Zusammenarbeit mit Deutschland, über die Qualität der Arbeit und die Qualifikation der Arbeitskräfte sehr zufrieden. Aber einer meinte fröhlich zu mir: Man muss eine ›Strategie der Tarnung‹ wählen, wenn man als polnischer Unternehmer in Deutschland erfolgreich sein will. Denn die Vorbehalte gegenüber polnischen Produkten sind nach wie vor groß, obwohl Qualität und Preis stimmen.

Dieser Industrieunternehmer kauft oder auch ›rettet‹ kleine, traditionsreiche, aber finanzschwache, oder vor dem Konkurs stehende deutsche Firmen, unter deren Namen sich dann die eigenen, polnischen Produkte bestens verkaufen lassen. Wenn diese Artikel nicht komplett in Polen produziert würden, verlagere die Firma einen Teil der Produktion nach Deutschland, und so würden hier sowohl die eingeführte Marke als auch Arbeitsplätze gerettet. Explizit polnische Produkte hätten es dagegen auf dem deutschen Markt schwer. Ähnliches gilt im Übrigen auch für italienische Firmen, z.B. für Bekleidung oder Schuhe. Viele dieser Firmen, die schöne Geschäfte in den besten Straßen von München oder Berlin betreiben, sind allerdings ebenfalls im Besitz polnischer Investoren. Die Strategie der Tarnung verfolgen polnische Unternehmer ohne jede Bitterkeit. Die Wirtschaftsleute sind Pragmatiker; es macht einfach Sinn.

Ich habe auch gefragt, wie ein polnischer Chef in einer neu gekauften deutschen Firma ankommt. Meine Gesprächspartner meinten, da brauche man eine andere Strategie: Die deutschen Kollegen ›vertragen‹ die *Mitarbeit* polnischer Kollegen schon ganz gut, sagten sie. Anders als in anderen EU-Ländern gebe es auch keine soziale Isolation nach Arbeitsschluss, man werde zum Stammtisch oder sogar nach Hause eingeladen. Unvorstellbar für viele Deutsche sei es aber nach wie vor, einen polnischen Chef zu ertragen. Der polnische Investor entschied sich, dies zu akzeptieren. Er setze dann eben einen deutschen Chef ein, auch wenn dies manchmal dem

Unternehmen schlecht bekäme, erzählte er mir. Der vorgesehene polnische Betriebsleiter habe in dem konkreten Fall eine höhere, internationale Aufgabe übernommen, von der aus er das deutsche Unternehmen noch besser auf den Märkten in Hongkong, Australien und Kanada vertreten konnte. Wenn der bessere Betriebsleiter von der Belegschaft nicht akzeptiert wird, dann sei das schade, weil vielleicht weniger Wachstum möglich ist, aber so werde immerhin der soziale Frieden im Betrieb besser gewährleistet.

Die Wirtschaftsleute können mit solchen Problemen umgehen, sie kommen damit zurecht. Aber die wirtschaftliche Integration zwischen beiden Ländern – und besonders mit den Bundesländern im Osten – könnte viel weiter vorangeschritten sein, wenn man nicht umständliche und kostenträchtige Strategien der Tarnung wählen müsste.

Was kosten Vorbehalte oder Vorurteile auf polnischer Seite? Auch dort gibt es sie nämlich. Sie beruhen weniger auf historischen Umständen oder auf einer eventuellen ›alten Feindschaft‹. Die Generationen, die den Krieg erlebten, aber anschließend auch den Prozess der Versöhnung, haben hinsichtlich der gegenseitigen Annäherung große Leistungen erbracht. Vorurteile auf polnischer Seite haben heute vor allem junge Polen, wie ich feststellen muss, wenn ich mit meinen jungen Studenten spreche. Sie beziehen sich meist auf ein Image von Deutschland, das meines Erachtens gar nicht zutreffend ist. Wenn ich junge Informatiker oder exzellente Forscher in Genetik oder Biotechnologie frage, ob sie als Doktoranden zum Weiterstudium nach Deutschland gehen oder dort eine Habilitation anstreben wollen, winken sie ab und verneinen. Deutschland gilt unter polnischen Schülern, und das sind eben Vorbehalte und Vorurteile, als konservativ, was Wissenschaft und Forschung betrifft, als unbeweglich. Unsere besten Jugendlichen gehen vorzugsweise nach England, nach Amerika, nach Asien und versuchen dort, Karriere zu machen.

Für Polen ist das schlecht. Wenn junge Polen in Deutschland studieren und eine entsprechende Tätigkeit aufnehmen, besteht die Aussicht, dass sie mittelfristig in ihr Heimatland zurückkehren oder dass sie wenigstens die Verbindung halten, z.B. durch gemeinsame Forschungs- und Entwicklungsvorhaben. Sind sie erst einmal außerhalb Europas, kommen sie meistens nicht zurück.

Es liegt im Interesse Deutschlands wie Polens, das in diesem Punkt negative Image von Deutschland aufzubessern. Wenn ich meinen Studenten erzähle, welche innovativen und fantastischen Forschungen in Deutschland etwa in den Max-Planck-Instituten stattfinden, ändert sich manchmal ihre Perspektive. Aber solche guten Nachrichten sind in Polen noch nicht angekommen. Deutschland strahlt in Richtung Polen vor allem das Bild einer *Wirtschaftsmacht* und einer *kulturellen* Größe aus. Die Stadt Berlin

ist bei uns sehr populär. Aber was Karrierechancen in innovativer Wissenschaft und Forschung betrifft, sieht die akademische Jugend Polens ihre Zukunft woanders. Diese Vorbehalte sind Vorurteile, die wir auch auf unserer Seite bekämpfen müssen, denn sie kosten uns sehr viel.

Wie viele Polen sind nach der Öffnung der Grenzen, nach der von vielen Befürchtungen begleiteten Öffnung des Arbeitsmarktes, wirklich nach Deutschland gekommen? Es sind bisher 15.000 Menschen, und mehr sind kaum zu erwarten. Man hatte mit 100.000 gerechnet, man machte sogar Werbung in Polen, vor allem in Berufsschulen, aber das Interesse ist wegen der geschilderten Vorbehalte eben gering.

Mit der erst spät erfolgten Öffnung des Arbeitsmarktes hat Deutschland eine Chance auf Bewerber aus den jüngeren Generationen Polens vergeben. Großbritannien, Irland, die Vereinigten Staaten und vor allem Kanada waren hier offener. Aber entwickeln sich nicht gerade im deutsch-polnischen Grenzgebiet neue Chancen? In Sachsen lernen tatsächlich immerhin 1.000 deutsche Kinder in der Schule Polnisch. Allerdings wählen über 300.000 Schüler Spanisch als schulische Fremdsprache. Dabei dürften die Aussichten für sächsische Kinder in Spanien viel weniger konkret sein als die Perspektive, nur 100 Kilometer entfernt in Polen mit einem deutschen Freund oder Kollegen eine zunächst kleine, aber innovative Firma zu eröffnen. Getrennt von einer Sprachbarriere wird das schwierig bleiben. In Polen lernen fast zwei Millionen Kinder Deutsch – bei ihnen gibt es offenbar keine Vorurteile. Der Unterricht in der Sprache des Nachbarn, besonders in den Grenzgebieten, wurde lange vorrangig als Mittel und Weg der Versöhnung betrachtet. Die Vermittlung der Sprache der Nachbarn ist aber längst ein Wirtschaftsförderungsmittel. Man kann nicht mehr in der Perspektive der Abgrenzung denken, denn unsere Länder verbindet längst eine ›Friedensgrenze‹. Und wenn wir für die Zukunft auch gemeinsame Juristen und Wirtschaftsexperten brauchen, wenn wir in der Zukunft etwas zusammen gelten sollten, dann müssen auf beiden Seiten die einschlägigen Sprachen gelernt werden.

Ein Paradebeispiel für die Kosten alter Vorbehalte und Vorurteile ist auch die in der Ostsee verlegte Gaspipeline zwischen Russland und Deutschland. Ich wäre dankbar, wenn ein Nationalökonom einmal ausrechnen könnte, auf welche Summe sich wohl die Kosten der Vorurteile gegenüber Polen belaufen haben. Es wäre viel billiger gewesen, diese Pipeline über das polnische ›Grundstück‹ zu führen. Wir waren dazu bereit und offen und sogar sehr interessiert, dass diese Pipeline über unser Territorium geführt würde, ebenso wie Litauen und andere baltische Staaten dazu waren bereit, ihr Territorium zur Verfügung zu stellen. Die Verlegung durch die Ostsee stieß dagegen auf ökologische Bedenken. Aber so einen Bogen um das Grundstück des polnischen Nachbarn zu schlagen, dem

man kein Vertrauen entgegenbringt, erhöht die Kosten natürlich sehr. So zeigt dieses Großprojekt vor allem, dass etwas umso teurer wird, je weniger Vertrauen man gegenseitig aufzubringen bereit ist. Das sollte in Zukunft vermieden werden, stattdessen sollte man gegenseitige Befürchtungen rechtzeitig miteinander besprechen und darüber nachdenken, wie Vorhaben, die im gemeinsamen Interesse liegen, effizient und auch kostenbewusst umgesetzt werden können.

III. – Polen und Deutsche erleben jetzt eine der besten Zeiten ihrer gemeinsamen Geschichte. Seit einigen Jahren laufen nun in Berlin die Vorbereitungen für eine große Ausstellung, mit der Polen den Deutschen nahegebracht werden soll. So etwas hat es bisher noch nie gegeben. Das einzige frühere Ausstellungsvorhaben, das wir recherchieren konnten, war eine für 1941 in Wien geplante Ausstellung zum Thema *Polen als eine niedrigere Rasse* im dortigen Naturhistorischen Museum. Für die Zwecke dieser Ausstellung wurden in Posen extra solche Menschen getötet, deren Schädel als ›rasssekundliches‹ Anschauungsmaterial dienen sollten. Der polnische Botschafter in Österreich, mein Vorgänger in diesem Amt, und ein Team deutscher und österreichischer Wissenschaftler haben diese Schädel zu ihrem Erschrecken in Archivschachteln des Naturhistorischen Museums in Wien entdeckt. Man gab diese sterblichen Überreste der Ermordeten den Familien zurück, die dann ihre Angehörigen in einer würdigen Zeremonie begraben konnten. Die Toten waren regelrecht bestellt worden: soundso viele Schädel von Frauen, Kindern und Männern in einem bestimmten Alter wurden angefordert. Man wollte auch Professoren, Intellektuelle, Bürgermeister, Angehörige verschiedener Berufe haben, um ›rassenkundliche‹ Vergleiche anzustellen. Es konnte uns kaum trösten, zu erfahren, dass die Ausstellung schließlich doch nicht zustande gekommen war.

Heute leben wir in einer anderen Epoche. Und wir können jetzt unsere Erfolge feiern und uns vor Augen führen. Gerade entsteht im Gropius-Bau in Berlin die wunderbare Ausstellung *Polen – Deutschland. 1000 Jahre Kunst und Geschichte*, die der gemeinsamen Nachbarschaft ›Tür an Tür‹ gewidmet ist. Sie beweist, dass die deutsch-polnische Grenze jahrhundertlang die friedlichste, sicherste und durchlässigste Grenze Europas war. Jahrhundertlang gab es dort praktisch keine Kriege. Und eine der ersten ›europäischen Unionen‹ war jene Union von Polen und Sachsen, die dadurch entstand, dass Polen sich das Oberhaupt der sächsischen Herrscherdynastie der Wettiner zum König *August II.* erwählte; noch zu Napoleons Zeiten war diese Erinnerung lebendig. In dieser Ausstellung sehen Sie helle, wunderbare Räume voller Kunst aus Deutschland und aus Polen, und man kann erkennen, wie stark die gegenseitigen Einflüsse waren. Auch die

dunklen Räume unserer gemeinsamen Geschichte fehlen nicht, aber dann tritt man wieder ins Licht und sieht die letzten 20 Jahre bis zur Gegenwart.

Was haben wir nicht alles in diesen 20 Jahren erreicht? 650 Städte-, Gemeinde-, Landkreis- und Woiwodschafts-Partnerschaften wurden zwischen Deutschland und Polen geschlossen. Das ist die neue Substanz, das neue Netz, das die deutsch-polnischen Beziehungen trägt. Das konnten wir genau feststellen, als vor ein paar Jahren plötzlich die Regierungskontakte in eine Krise geraten waren. Diese Krise ließ z.B. die *Stiftung für deutsch-polnische Zusammenarbeit*, deren Vorstand ich einige Jahre angehörte, und ihre Projekte völlig unberührt. Die gesellschaftlichen Kontakte zwischen den Kommunen, Bezirken und Ländern beider Staaten wurden ungestört fortgesetzt. Dieses Netz erwies sich als tragfähig genug, sodass es sich selbstständig, unter großer Beteiligung und mit viel Engagement der Bürger, weiterentwickeln konnte.

Auch in den Wissenschaften, jedenfalls in vielen geistes- und sozialwissenschaftlichen Disziplinen, gibt es sehr lebendige Beziehungen. Alle zwei Jahre organisiert das *Deutsche Polen-Institut* in Darmstadt Tagungen zur Polenforschung und in Breslau Tagungen zur Deutschlandforschung. Daran beteiligen sich bis zu 200 Wissenschaftler aus den Bereichen Historiografie, Sozialwissenschaften, Politikwissenschaft, Soziologie und Psychologie. Eine Fülle von Forschungsprojekten ist entstanden, darunter z.B. eines, in dem jüngere deutsche und polnische Wissenschaftler daran arbeiten, einen virtuellen, interaktiven Stadtplan von Breslau im 19. Jahrhundert und früher zu erstellen. Ein anderes Beispiel gibt die Stadt Jelenia Góra, Hirschberg, mit ihrer sehr guten Stadtbibliothek, die bemüht ist, das in Archivalien und Dokumenten vorhandene Erbe mit Hilfe deutschsprachiger Wissenschaftler nicht nur zu erschließen, sondern auch ins Internet einzustellen, damit von jedem Ort aus darüber gearbeitet werden kann.

Man findet jetzt in Polen literaturwissenschaftliche Spezialisten für bis dahin bei uns unbekanntes deutsche Schriftsteller. Und in Deutschland wird z.B. untersucht, wie die Rezeption der Darwinschen Evolutionstheorie im 19. Jahrhundert in Polen erfolgte und welche Rolle dabei Deutschland und Berlin spielten. Wissenschaftler der jüngeren Generation in Deutschland und Polen sind erfreulicherweise viel weiter als die meisten jungen polnischen Studenten oder Auszubildenden, die eher noch ihre Vorurteile und Stereotypen über das Nachbarland pflegen. Daran müsste man verstärkt arbeiten, vor allem im Hinblick auf die kommenden Generationen.

Eine weitere Entdeckung sind die inzwischen entstandenen gemeinsamen Institutionen. Es gibt jetzt fünf deutsch-polnische Stiftungen, die im beiderseitigen Interesse Projekte fördern. Das nützt sowohl polnischen wie deutschen Gemeinden, die damit Unterstützung für wichtige Innovationen erhalten – auch und gerade in Zeiten der Krise der öffentlichen Haushalte.

Vor dieser Krise kann man sich fürchten, man kann verzweifeln, aber man kann auch standhaft bleiben und sagen, jetzt muss man innovativ bleiben. Manche hervorragende Innovationen, wie z.B. Maßnahmen, um Kommunen behindertenfreundlich zu machen, verdanken wir deutsch-polnischen Projekten. Fortschritte in polnischen Gemeinden wurden oft von »entnervten« Bürgermeistern angestoßen. Einer von ihnen sagte mir einmal, in seinen ersten zwei Amtsjahren habe man ihn oft nach Deutschland eingeladen und ihm viele schöne neue Kläranlagen vorgeführt. Schließlich habe er gesagt, er wolle nun keine weitere Kläranlage besichtigen, sondern endlich selbst eine in seiner Gemeinde bauen. Einen solchen gesunden Wettbewerb verdanken wir den kommunalen Partnerschaften. Viele polnische Bürgermeister und Landräte fühlen sich herausgefordert, und sie sagen: Das können wir auch. Wir wollen, dass unsere Stadt, unsere Gemeinde ebenso gut dasteht wie die unserer deutschen Partner. Solche Innovationen werden mit der Zeit beiden Seiten etwas bringen. Denn wir haben in Polen aus der Not heraus viele Etappen übersprungen, z.B. zugunsten der Solarenergie, aber auch vieles andere.

Dass die Institutionen der kommunalen Selbstverwaltung die Hauptstützen der gegenseitigen Beziehungen sind, ist die wichtigste Garantie für die Zukunft. Die zweite Garantie sind die gemeinsamen Stiftungen, die auch Jugendbegegnungen und die Erinnerungsarbeit in beiden Ländern fördern. Sie geben Menschen guten Willens die Möglichkeit, zusätzliche finanzielle Beiträge zur Verbesserung des deutsch-polnischen Verhältnisses zu leisten, das sollte nicht unterschätzt werden. Drittens ist wichtig, dass die Versöhnung dem Prinzip guter Gartenkultur folgt, dass nämlich nur regelmäßiges Mähen und Wässern dazu führt, dass man irgendwann einen perfekten »englischen« Rasen bekommt. Ebenso ist es mit unseren Beziehungen. Nur: wenn wir das vernachlässigen, kommt das Unkraut wieder, und dann hängt es von der großen Politik ab, was daraus wird. In Sachsen verschwanden polenfeindliche Plakate der NPD und radikalerer Gruppierungen erst, nachdem die polnische Seite über Wochen und Monaten interveniert hatte. In Mecklenburg-Vorpommern verschwindet so etwas jetzt nach ein paar Stunden oder einem Tag. Oft erledigen das die Bürger einfach selbst. Von unserer eigenen Einstellung zum »Unkraut«-Phänomen auf beiden Seiten hängt sehr vieles ab. Auch in Polen gibt es Ewiggestrige, auch wir haben unsere Links- und Rechtsradikalen. Wir können uns nicht ruhig zurücklehnen und sagen, alles sei schon wunderbar geregelt.

Positiv zu vermerken ist, dass im Juni 2011 bereits die 11. deutsch-polnischen Regierungskonsultationen in Warschau stattfanden. Die Staatspräsidenten Polens und Deutschlands haben sich schon mehrmals getroffen. Parlamentariergruppen beider Länder begegnen sich regelmäßig. Auch die Situation der aus Polen stammenden deutschen Staatsbürger wird sich

weiter verbessern. Noch im Juni 2011 wurde die gemeinsame Erklärung des Runden Tisches zu Fragen der Förderung der deutschen Minderheit in Polen und der polnischstämmigen Bürger und Polen in Deutschland unterzeichnet.¹

Wir erleben also auch auf Regierungsebene wirklich eine Sternstunde unserer Beziehungen. Das sollten wir würdigen und zu schätzen wissen. Leider sind uns diese Erfolge nicht immer bewusst. Schließlich war es 1945 keineswegs ausgemacht, dass sich unsere gemeinsame Geschichte letztlich so positiv entwickeln würde. Aus einem Meer des Unglücks, einem Ozean der menschlichen Tragödie, in dem auch ehemals deutsche Bürger im heutigen Polen und Menschen wie die Opfer des erwähnten, mörderischen Ausstellungsprojektes untergingen, war kein leichtes Entkommen. Hätte das Schicksal auch meinen Vater getroffen, der zu jener Zeit in Posen im Gefängnis saß und möglicherweise einer der Kandidaten für die Wiener Ausstellung 1941 gewesen wäre, könnte ich hier nicht zu Ihnen sprechen. Wir Polen und Deutsche haben diese schreckliche Geschichte in die Hände genommen und daraus etwas Wunderbares gemacht, das sogar auf andere Weltgegenden ausstrahlt: Auf Einladung der Regierungen Südkoreas und Japans, die die Versöhnung ihrer Länder vorantreiben wollen, werde ich dort demnächst über die Versöhnung zwischen Polen und Deutschland berichten. Darüber werden inzwischen in den USA und Kanada sogar Doktorarbeiten in Politologie wie auch in Rechts- und Sozialwissenschaften verfasst.

Sie in Deutschland dürfen sagen: wir haben nicht nur die Wiedervereinigung erreicht, wir haben auch unseren Staat und unsere Gesellschaft an eine wichtige historische Wegmarke geführt: Sie, die Sie der zweiten Nachkriegsgeneration angehören, haben die Chance zur Versöhnung mit uns Polen genutzt. Die einzige Sorge, die wir Polen haben, ist, ob auch die nächste Generation in Deutschland dies so sieht, ob auch ihr die Gründe dafür vermittelt werden, warum diese Versöhnung nötig war. Nicht, dass wir uns auf ewig als Opfer fühlen wollen, nein! Und auch die Menschen, die unter tragischen Umständen aus Polen in den Westen kamen, wollen das nicht. Das Wissen über unsere Geschichte ist die Garantie dafür, dass die dunklen Räume in der großen deutsch-polnischen Ausstellung im Berliner Gropius-Bau die Ausnahme bleiben und dass wir die gegenwärtige, ausgezeichnete Phase unserer Beziehungen fortsetzen können, die gleichzeitig das beste Stück von Europa sind.

1 Vgl. <http://www.bmi.bund.de/SharedDocs/Kurzmeldungen/DE/2011/ohneMarginalspalte/06/rundtisch.html?nn=854422>